

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1934**

25.3.1934 (No. 12)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

23. Jahrg. Nr. 12



25. März 1934

## Karl Bertsche / Der Türkenlouis und Abraham a Sancta Clara

Der Aufsatz von Gerhard Peters über die vielverkannte Markgräfin Augusta Sibylla von Baden-Baden, die Gemahlin unseres Türkenlouis, in Heft 5/6 der badischen Heimatzeitschrift „Mein Heimatland“ hat, zusammen mit den Feiern und Festaussäßen zum 250. Gedenntag der Befreiung Wiens vom Türkenjoch mich daran erinnert und gemahnt, endlich auch die literarischen Quellenfunde über die Beziehungen unserer zwei großen Landsleute zueinander bekanntzugeben, die ich 1926 in Wien auf meiner Forschungsreise zu machen das Glück hatte, nachdem bisher die Bearbeitung der damals entdeckten umfangreichen Handschriften Abrahams a Sancta Clara alle meine freie Zeit in Anspruch genommen hat.

Daß die beiden Helden — jeder war einer auf seinem Gebiet: der eine als ruhmreicher Türkenjäger, der andre als furchtloser, erfolgreicher Gottesstreiter — je im Leben einander begegnet sind, ist zwar nirgends bezeugt, aber durchaus anzunehmen, obwohl der Gelegenheiten dazu nicht allzu viele gegeben waren. Wohl wirkte P. Abraham von 1689 ab wieder fast ausschließlich in der Kaiserstadt an der Donau, und zwar an der Hofpfarrkirche zu St. Augustin; der Markgraf jedoch weilte nur selten und dann immer nur auf kurze Zeit am Kaiserhof, so im Herbst 1689 zwischen dem Sieg bei Nissa und seiner Hochzeit in Raudnitz (Böhmen), im Winter 1692 zur persönlichen Entgegennahme seiner Ernennung zum kommandierenden General, im Frühjahr 1696 zur Begründung seiner Bitte um Truppen und Geld, und endlich, aber stets nur auf der Durchreise, in den drei Friedensjahren 1698—1700, wo er abwechselnd in seinen badischen oder böhmischen Schlössern wohnte. An der weltgeschichtlichen Entzweiung Wiens hat Ludwig Wilhelm zwar auch teilgenommen und sich sogar mehrfach ausgezeichnet, so daß er zum General der Kavallerie aufstieg; aber unser P. Abraham war nicht dabei, wenn er auch da und dort als unermüdblicher Krankenpfleger und Feldvater, ja als todesmutiger Mittkämpfer gefeiert wird, so besonders in Friedrich Kaisers gewaltigem Abraham-Roman „Ein Pfaffenleben“ (1871 f.). Seit Anfang 1683 wirkte er nämlich in Graz und ließ von dort aus alsbald seinen mächtigen, schwungvollen Kriegsausruf wider die Türken in alle Lande flattern: „Auf, auf, ihr Christen!“, um laut Widmung alle christlichen Potentaten zur Einigkeit, alle Kleinmütigen zur Hoffnung, alle Christen insgesamt zum hl. Gebet anzufrischen, ein vaterländisches Werk, nein: eine aufsehenerregende heldenhafte Großtat, die auch bei den späteren Türkenfeldzügen des badischen Markgrafen ihre Wirkung auf hoch und nieder ausüben konnte, da die Flugschrift ja auch nach 1683 noch aufgelegt wurde, und die sogar hundert Jahre hernach noch unsern Schüler zur Abfassung seiner Kapuzinerpredigt begeisterte.

Daß Abraham a Sancta Clara, der einstige Untertan des Fürsten von Fürstberg: Johann Ulrich Megerle von Kreenheinstetten, sofort voll Heimatstolz aufhorchte, als am Himmel der kaiserlichen Heerführer auf einmal der helle Stern von Baden aufging, und daß er diesen dann mit immer steigender Zuneigung und Verehrung auf dessen glänzender Bahn verfolgte und mit ihm irgendwie in Berührung zu kommen trachtete, wie wollte man daran zweifeln, weiß man ja doch, wie innig der früh entwurzelte und in die ferne Weltstadt verlegte Heuberger Dauernsohn an seiner lieben Heimat hing,

wie sehr er seiner schwäbisch-alemannischen Muttersprache zeit- lebens treu geblieben, und wie eifrig er sich bemüht hat, alle seine Landsleute in Wien zu sammeln und zusammenzuschließen zu einer Landsmannschaft.\*)

Wie stark und echt P. Abrahams Verehrung für seinen berühmten Landsmann war, erhellt vor allem aus seinem Verhalten nach dem Bekanntwerden des großen Sieges von Slankamen. Der gefeierte Kanzelredner — er war damals P. Provinzial, d. h. Leiter der ganzen deutschen Ordensprovinz, und hatte seinen Sitz in seinem Mutterkloster zu Wien — gab der ungeheuren Siegesfreude des Hofes wie des Volkes auf seine Art Ausdruck, sinreich und schlagkräftig: er ersann eine Reihe von sog. Emblemen, wie sie damals allerorten beliebt waren, d. h. bildliche Darstellungen eines meist lateinischen Sprichworts oder eines kurzen, treffenden Spruchs oder Wortspiels, der sog. Weisheit-Kemmen. Die künstlerische Ausführung besorgte P. Abraham nicht selber, sondern übertrug sie einem oder vielmehr, weil Eile nottat, mehreren Hofmalern. Und was geschah nun mit diesen „Sinnbildern“, 29 an der Zahl? Am Sonntag, den 22. September 1691, wurden sie vor den Fenstern des Augustinerklosters ausgestellt, und siehe da, etlich tausend Personen wurden herzugelockt, wie die Hauschronik meldet, und sie sahen sich die Bilder an, lobten sie und schrieben sie vielfach ab, und abends wurde auf dem Turm des Klosters „mit Zinken, Posauern, Flauten und andern Instrumenten ein liebliche Music gemacht.“

So hat Abraham a S. Clara nicht wenig dazu beigetragen, daß die glänzende Waffentat unseres Türkenlouis in Wien gebührend gefeiert wurde, und diese besondere Ehrung ist schon deswegen bemerkens- und lobenswert, weil der ohnehin vielbeschäftigte P. Provinzial gerade in jenen Tagen alle Hände voll zu tun hatte. Die Freudenbotschaft vom Felde war nämlich mitten unter den Vorbereitungen zu einem großen kirchlichen Fest eingetroffen: zur Feier der Heiligsprechung eines spanischen Augustiner-Eremiten (Johannes a San Jacinto † 1479). Dafür hatte P. Abraham 14 allegorische Bilder entworfen, allerdings ziemlich allgemein und unpersönlich gehalten, und vor die Fenster der zwei unteren Stockwerke hängen lassen. Am 26. August wurde das Bildnis des neuen Heiligen in feierlicher Prozession, woran auch das Kaiserpaar mit dem ganzen Hof teilnahm, von St. Stephan nach der Pfarrkirche zu St. Augustin gebracht, und dort wurde nach der Chronik (H. 12473 der Nat. Bibl. S. 278 b) in der folgenden Woche „alle Tag ein Predig, Amt und abents ein Litanej gehalten.“ Zwischenhinein mußte man noch das hohe Fest des Ordensvaters, des hl. Augustinus, begehen (28. August).

Mit dem günstigen Stern, unter dem laut zweitem Sinnbild die Deutschen bei Slankamen die Türken geschöpft haben, ist wohl auch dieser jüngste Stern am Himmel der Heilige gemeint; denn die erste Prozession ihm zu Ehren, die vom Stephansdom zu den älteren, beschützten Augustinern, hatte, wie vom Kaiser vorher festgesetzt worden war, ausgerechnet am 19. August, dem Tage von Slankamen, stattgefunden. Vielleicht dachte P. A. aber auch an den höchsten Stern, Stella matu-

\*) Näheres darüber vgl. meinen Aufsatz in der Zeitschrift „Mein Heimatland“ 1927 Heft 1/2 S. 45 ff.

tina, da der Siegestag auch in die Oktav von Mariä Himmelfahrt fiel, einem Fest, das die Vorfürer stets hoch feierten. Man vergleiche dazu nur folgende Stelle in P. Abrahams Bemerkungen zu seinem 3. Sinnbild über die Schlacht bei Zenta (11. September 1697, also in der Oktav zu Mariä Geburt. Vgl. unten): „Denjelbigen Tag ist unter solcher Maria-nischen Constellation sehr gut gewest schröpfen und aderlassen, aber nur den Türken.“

Zum neunten Bild sei daran erinnert, daß unsere Vorfahren einen Sieg über die Türken gern unter dem Bild eines kräftigen Bads mit dem üblichen Aderlassen usw. darstellten. Wußte man doch, wieviel die Erbfeinde der Christenheit von alters her auf Bäder mit allem Drum und Dran geben. So gibts ein Flugblatt gerade aus dem Jahr 1683 mit dem Titel: „Die weitberühmte Und Wohl ausgebaute Türkische Badstube, So vor Wienn 1683 ist geheisset worden. Gedruckt im selben Jahr.“<sup>1)</sup> Eine andere Spottschrift der Zeit: „Die von Ihrer Kaiserl. Majestät, König auß Polen / Churfürsten auß Bayern und Sachsen und andern hohen Reichs-Ständen vor Wien wolzubereitete Türkische Badstube 1683“, mit Holzschnitten versehen, läßt auf Blatt 11 den „Marggraf von Baden“ zu einem Türken sprechen:

„Halt still / das Blut laufft jekund recht /  
Damit dir nicht ein Kopff<sup>2)</sup> entfällt  
Und (es dir nit) etwa ins Geblüte schlägt /  
Dadurch dir Haut und Fleisch geschwillt.“<sup>3)</sup>

Zu Bild 16 vergegenwärtige man sich die Lage von 1690: wohl war unserm Markgrafen gelungen, die Feinde in die Walachei zurückzutreiben; aber der neue Großvezier, Mustafa Köprülü, hatte nicht nur die Ordnung in der Staatsverwaltung und im Heer die Manneszucht wiederhergestellt, sondern den Krieg mit erneuter Kraft wiederbegonnen und in Serbien eine Festung nach der anderen zurückgewonnen, Nissa, Semendria, sogar Belgrad. So war also das Endergebnis des Jahres für uns, mild ausgedrückt, wirklich gleich Null.

Das Bild 18 von den Schlussbeteten hat P. Abraham später wieder aufgenommen, und zwar bei einer ganz ähnlichen Gelegenheit: 1697, wo er abermals ein kirchliches und ein vaterländisches Fest geist- und sinnvoll miteinander verschmolz, die Verehrung nämlich des neuen Gnadenbilds Maria Pötsch mit der öffentlichen Dankfeier im Kaiserl. Bürgerspital anläßlich des Siegs, den Prinz Eugen bei Zenta über die Türken erfochten hatte. Zum Festprediger ausersehen, ersann P. Abraham<sup>4)</sup> wiederum etliche Stimmgebilde, wenn auch bloß 8, und ließ sie an der Triumphpforte anbringen. Diese Bilder sind uns sogar im Kupfern erhalten, dazu noch in recht hübschen, nämlich in P. Abrahams Büchlein: „Aller Freud und Fried . . .“ von 1698, wo sie als Ausgangspunkte zu allerlei Betrachtungen dienen. Gleich das erste Bild ist betitelt: „Preces iaculatoriae“, und da heißt es, anknüpfend an 2 Kön. 18, 3, u. a.: „Das ganze Volk glaubte, und zwar gar recht, daß David mit seinem Gebet so viel richte als zehen tausend gewaffnete Männer. Gewiß ist, daß ein stark Faust viel vermag, aber auch ein aufgehebt Hand zu Gott im Gebet. Gewiß ist, daß ein große Stuck-Kugel ein große Wirkung hat, aber auch etliche Granen/Körner, Perlen/an einem Rosenkranz . . .“<sup>5)</sup>

Die 29 Blätter der Abrahamischen Embleme zum Slavamerer Sieg des Türkenbuis haben sich leider bis heute nimmer auffinden lassen, auch sind sie offenbar niemals im Druck erschienen: deren Inhalt und Beschreibung ist uns jedoch schön überliefert worden, sogar in doppelter Fassung, nämlich in der Handschrift cod. 12 473 der Wiener Nationalbibliothek S. 278 b bis 280 a und dann auf den Seiten 663 bis 668 des Protocollum Conventus Viennensis Band II im Pfarrarchiv von St. Augustin zu Wien. (Die beiden Lesarten weichen indessen nicht wesentlich voneinander ab.) Ich freue mich, den Wortlaut erstmals hier veröffentlichen zu können. Dabei habe ich versucht, in Klammern die wegen ihrer Doppeldeutigkeit und Wortspielerei nicht immer so leichten lateinischen Inschriften deutsch wiederzugeben.

#### Emblemata

##### zu dem Sieg von Slavament von Prinz Lois von Paaden

1. Ein Franzos ist Richter, der Türk halt, der teütsch Soldat schlägt tod. Lemma: Lues in pelle (= Die Pest [Franzosenkrankheit?], die ihm in der Haut steckt, muß heraus).
2. Denen Türken thun die Teütsche schrepfen. Lemma: Sub Sidere fausto (= Zur rechten Zeit; wörtlich: unter einem günstigen Stern; dem neuen Heiligen, Joh. a. S. Jacundo).

<sup>1)</sup> Vgl. Eduard Seis, Humoristica aus der Zeit der Türkenbelagerung 1683 (Wien 1883).

<sup>2)</sup> Schröpfkopf = Aderlaßgefäß.

<sup>3)</sup> Bild 38 bei Hans Tiege, Alt-Wien in Wort und Bild (Wien 1924).

<sup>4)</sup> Seine Verfasserschaft ist, wenn auch nicht ausdrücklich bezeugt, doch soviel wie sicher.

<sup>5)</sup> Wer denkt da nicht an Stundenburgs öffentliche Aufforderung zum Gebet vor der Schlacht bei Tannenberg?

3. Dem Türken setzt ein Teütscher ein grosse Brillen auf die Nasen. Lemma: Perdidisti aciem (Lateinisches acies = 1. Sehkraft, 2. Schlacht. Also: Du hast die Sehkraft und die Schlacht verloren).

4. Ein Türk sizt, laint sich auf die Handt mit dem Kopf, als thue Er betrachten; umb sein gesicht seind vil Muden, die ein teütscher Soldat mit dem Noßschwaiff vertreibt. Lemma: Abigo muscas (Ich vertreibe ihm die Grillen mit einem erbeuteten türkischen Feldzeichen).

5. Zwei Teütsche pfeiffen und ein Türk danhet. Lemma: Salta non insulta (Hupfe, aber stupfe nicht).

6. Ein Türk trägt ein Sad voll mit herzen, verliert eines nach dem andern. Lemma: Cor & Corium perdo (Ich verliere Mut und Blut; wörtlich: Herz und Haut).

7. Ein Strauß mit einem türkischen Turbant, welchen ein Teütscher fuettert mit Degen, stud Kugel, ober vnd unter Gewöhr (Kanonentugeln, Gabelgewehren und Karabinern) & Lemma: Fercula dura (Harte Broden).

8. Ein Türk vnd Franzos sauffen mit einander auf Bruderschaft, der Teütsche schreibt die Böch auf. Lemma: Pagarete il Conto (Italienisch = Ihr sollt mir die Beche zahlen).

9. Zwei Türken sitzen in einer Badwannen, der Teütsch sicht ihnen zue vnd verwundert sich. Lemma: Balneum basense (Ein badisches Bad).

10. Ein Türk ware mitten vnter denen Haasen ziterendt. Lemma: Velox non felix (Schnell, aber nur zum Fall).

11. Ein Türk sizt bey der Tafel, dem ein Teütschen ein schüssel voll Krebsen vorsetzt. Lemma: Comede retrogrados (Friß diese Rückschritler).

12. Ein Teütscher frist (= vor) mit dem Türken Kerichen vnd würffst ihm die stügel ins glicht. Lemma: Divide cum socio (Teile mit deinem Bundesgenossen: dem Franzosen).

13. Ein Teütscher haltet einer langen türkischen Nasen ein Bilien vor (Vgl. das franzos. Wappen). Lemma: Qualis odor? (Was für ein Duft?)

14. Auß dem Öterreich. Wappen fliegen die Lerchen<sup>2)</sup> gegen Himmel, loben vnd danken Gott. Lemma: Laudemus Dominium (Lobt uns Gott danken).

15. Ein Teütscher saufft auß seiner Fedlhauben, ein Türk stehet hinter seiner (ihm), aufwarthendt. Lemma: Fa-mulus ego (Ich bin dein Diener-Gel).

16. Die Zahl 1690 war durchstrichen, vnd ein Hand mit einem schönen Lorberzweig schreibt 1691. Lemma: Unum Secundum (Günstige Eins; nicht mehr Null).

17. Ein Teütscher spielt auf dem Regal (Orgel), ein Türk zieht die Blaspöck. Lemma: Mihi Sonus, tibi onus (Mir die Lust, dir die Last).

18. Ein grosses Stuck, welches der Teütsche anzündet, anstatt der Zündstruthen oder Luntzen ein Rosenkranz. Lemma: Preces iaculatoriae (Schuß- oder Stoßgebete).

19. Ein Teütscher bricht dem Türken die Zähnt auß, damit Er nit heiffen könne. Lemma: Mordentem mortifico (Ich töte den Bissigen).

20. Ein schießscheiben auß denen Öterreichischen Wappen, auß welche ein Türk schießt, der Teütsche lacht, daß Er so grob gefalt habe. Lemma: Errat qui putat (Gut gezielt, aber schlecht getroffen).

21. Ein Hundt mit einem türkischen Turbant, welcher auß einen Stuel, den Kopf zwischen den 2 vordern füßen haltend, guschet. Lemma: Discipuli Laciti (Schweigsam wie brave Schüler sind jetzt die Türken).

22. Ein Teütscher haltet den Degen vor seiner (sich), der Türk den Säbl entgegen, ware aber halb abgebrochen vnd voller scharren. Lemma: Sine calybe ferrum (Eine Waffe ohne Schneide).

23. Ein altar anstatt der Batterien, auß welchen (richtig: auß welchem) zwischen den 2 leichtern 2 Stuel hervorgehen. Lemma: Vincimus Canonice (Wir siegen kanonisch. Vgl. Nr. 18).

24. Ein Würthshaus bey dem Haarhächl (Haarhüchel), worin der Teütsche dem Türken ains zuebringt, diser aber will hinweg gehen). Lemma: Tondet et tundet (wörtlich: Er will ihn scheren = schröpfen und schlagen; Sinn: Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen).

25. Ein altes Weib bey der Haarhächl (Haarhüchel), die den Türken außlachtet, a als were Er auch also durchgezogen worden. Lemma: Cutis per acuta (Die Haut durch die Spizen = Spieße).

26. Ein grosser aufgerichter Haas, welcher einen Potenspieß traget vnd ein Wappen mit einem halben Monchein, diser Haas bringt dem Kayser in Türcy, auß seinen Thron sitzendt, ein staffeta wegen ihres wohlverhaltens. Lemma: Lepida<sup>4)</sup> non adsera (Ich bringe nichts Gutes).

27. Ein Teütscher vnd Türk essen auß einer Keim (Schüssel), der Teütsch würffst mehr vnd mehr Salz hinein. Lemma: Multum salis, parum salutis (Viel Salz, aber wenig Schmalz; wörtlich: Heil).

28. Etliche Säcl, woraus die Türken sehen nur bis an Halß. Lemma: Loco Sacchari saccus (Statt des Zuckers nur der Sacl dazu = statt der erhofften Beute: Gefangenschaft).

29. Ein hoher gespizter Berg, worauf ein Turbant, vntenher schließt (schlüpft) ein Maus herauf. Lemma: Parturiunt montes, nascetur ridiculus Mus (Es freiffen Berge, es kommt aber nur eine Maus zur Welt = Horaz, De arte poet. 139 = „Viel Geschrei und wenig Wolle“).

<sup>1)</sup> Zwischen dem ersten o und dem d steht in der Hf unter der Zeile ein durchstrichenes r, wohl mit Anspielung auß das franz. ordure = Kot. Gestant.

<sup>2)</sup> Im niederösterreich. Wappen sah das Volk von jeher 5 Lerchen statt 5 Adler, und Abraham a S. Clara nennt die Lerche oft Lobvögell, weil er das lat. Wort dafür: alauda aus laudare ableitet.

<sup>3)</sup> Mohamed hat ja seinen Gläubigen den Alkohol verboten.

<sup>4)</sup> Anspielung auß lepus = Hase.

## Ernst Wolfgang Falk / Die Einladung nach Weimar

Die vier jungen Herren, die im Mai 1775 die Taxische Reichspost bestiegen, um von Mannheim südwärts zu fahren, sahen etwas übermäßig aus; kein Wunder, war es doch gestern Abend ziemlich spät geworden.

Der letzte froch ärgerlich vor sich hinbrütelnd in die schwere Reisekutsche, schwenkte die Rechnung, welche der Wirt Er. Gnaden, dem Grafen Leopold von Stolberg ausgestellt hatte, und rief: „Dieser Schurke von einem Wirt! Englische Gläser, sagt er, seien das gewesen!“

Die anderen lachten, und der Frankfurter, der im grauen Biberock mit braunseidenem Halsstuch und hohen Stiefeln in der Ecke saß, meinte: „Stolberg, weißt, der gute Mann hat Imagination — oder er hat an der Türe gehorcht!“

Graf Haugwitz lächelte dem Redner zu; das weiche Spiel seiner Miene ließ ihn noch jünger erscheinen, als er ohnehin war. Leopold sah die beiden zunächst verständnislos an; aber dann brach er in ein schallendes Gelächter aus: selbstverständlich, hatten sie doch auf das Wohl seiner schönen Engländerin getrunken und sodann die Gläser an die Wand geschmettert.

Haugwitz meinte: „Das ist nur recht und billig . . .“  
Der im grauen Biberock rief: „Beim Zeus, für geheiligte Gläser, wie Leopold gestern deklamirte, ist nichts zu teuer. Man müßte ein Gedicht dazu schreiben“, fügte er nachdenklich an.

„Wie, Bruderherz Goethe“, erwiderte Leopold, „ist das ein Vorwurf für genialische Naturen?“

„Man muß dem Wirklichen eine poetische Gestalt geben — Ihr sucht stets nur das Imaginative zu verwirklichen, und das gibt nichts wie dummes Zeug!“ erwiderte der junge Goethe und wurde ein wenig rot dabei; denn just dies hatte ihm Merk in Darmstadt gesagt.

Leopold fuhr auf und riß aus seiner Rocktasche ein soeben für seine Freunde gedrucktes Manuskript heraus: „Wie — ist es nicht die Aufgabe der Poeten, die Zukunft zu prädestinieren — da, lies!“

Goethe nahm das Heft zur Hand: „Freiheitsgesang aus dem 20. Jahrhundert“ stand darauf. Er blätterte darin und lächelte dann: „Nun, Freunde, das Tyrannenblut, das uns Frau Aja aus dem Keller heraufholte, ist mir doch lieber.“

Alle vier lachten wieder dröhnend, und Haugwitz meinte höflich, der von 1726 sei herrlich gewesen. Eine Stunde lang stritten sie, ob der von 1706 oder der 19er oder der 48er der beste gewesen sei, alle hatte Frau Rat selbst gepflegt und gab sie nur bei bedeutenden Gelegenheiten preis. Und dann fuhren sie die lange, schattige Allee von Durlach nach Karlsruhe; auf beiden Seiten standen pyramidenförmig gestukte italienische Pappeln.

Am Abend waren die Vier bei Hofe eingeladen. Sie hatten sich aufs vornehmste herausgeputzt, Goethe war in galoniertem Rock erschienen, von Kopf zu Fuß in konsistenter Galanterie, aber doch nicht ganz der stüberhafte Fastnachts-Goethe, als den er sich spöttelnd der Schwester der beiden Stolberg vorgestellt hatte. Sie erhielten ihre Plätze an der Marschallstafel, die in dem gleichen Saal des Schlosses aufgestellt war, in dem auch die hohen Herrschaften speisten. Es war eine besondere Aufmerksamkeit des Markgrafen, daß er den Professor Böckmann und den Geheimen Hofrat Ring zu den Gästen gebeten hatte, zwei Männer, die mit dem jungen Deutschland in enger Verbindung standen.

Der Markgraf ließ den Dichter des „Werther“ und des „Götz“ zu sich bitten, und bald waren die beiden, so ungleichen Persönlichkeiten in ein Gespräch vertieft, das freilich sich weniger mit poetischen als staatswirtschaftlichen Dingen befaßte.

Wieder im Gasthof angekommen, ließen sich die Vier noch ein paar Flaschen Wein bringen, um ihrem Uebermut, den sie auf dem geheiligten Boden des Karlsruher Hofes hatten eindämmen müssen, so recht genialisch die Zügel schießen zu lassen.

„Die Markgräfin soll der leidbästige Gottseibeius holen — mit aller Ehrfurcht für Hochberos Wohlergehen gehoramt zu melden!“ schrie Leopold.

Haugwitz fuhr entsetzt in die Höhe: „Am Gotteswillen, was ist denn los?“

„Das weißt du nicht, du Ignorant? Eine Papierfabrik hat sie angeleat, aber die Ware geriet so schlecht, daß kein Teufel sie kaufen wollte. Kommt da der Drucker Macklot zu ihr und sagt: Wir drucken die deutschen Dichter und Prosaiten drauf ab, dadurch erhöhen wir seinen Wert. Die Markgräfin gibt ihm das Privilegium, und nun überschwemmt dieser Macklot den Markt mit schlechten Drucken, ohne auch nur einen Kreuzer Honorar zu zahlen — alles Macklotur, die ganze Karlsruhische Bibliothek. Da soll ein ehrfamer deutscher Dichter nicht aus der Haut fahren!“

„Prost, Bruderherz!“, rief Goethe, „sei ruhig, ich räche euch alle an Macklot. Wißt, ich schreib ein Puppenspiel, Hanswurts Hochzeit, die Personen bekommen alle herkömmlichen Schimpf- und Spottnamen, Better Schuft, Herr Schurke und

so weiter. Der einzige, der unter seinem eigenen Namen auftritt, wird Herr Macklot sein, der mit seiner Ware herum-schmaroken geht, um auf anderer Leute Kosten seine ausgehungerten Gedärme zu erquicken!“

Die drei erheben ein mörderisches Geschrei; Leopold stürzte auf Goethe zu und umarmte ihn: „Bist ein genialer Kerl, Goethe, ein Kopf mit so viel Einfällen, als ein Affe Käufe hat. Aber auch ich hab' einen Einfall: wir machen eine Promenade und bringen dem Macklot ein Carmen dar, voll Essig als wie ein gebeizter kalter Auerhahn!“

Sie saßen sich unter und Goethe, immer noch in Gedanken bei Hanswurts Hochzeit, stimmte einen Endreim an:

Bei dem Wirt zur goldenen Laus  
Da wird sein der Hochzeitschmaus!

Die Freunde bogon vom Zirkel in eine der Straßen ein, die sächerförmig vom Schloß her ziehen, und machten vor dem Hause Macklots Halt. Haugwitz, der noch der nüchternste war, rief erstaunt: „Goethe, Bruderherz, komm und schau!“ In dem Fenster lag eine soeben bei dem privilegierten Hofdrucker Michael Macklot erschienene Schrift: „Des jungen Werthers Zurs aus der Ewigkeit“ und eine Ankündigung besagte, daß der gelahrte Herr Verfasser aus der ausschweifenden Sinnlichkeit Werthers und seiner disharmonischen Stimmung mit Gott und seinen Seligen auf die Gewißheit seiner Verdammnis geschlossen habe.

Leopold hatte es laut vorgelesen, und dann hoben alle vier ein lautes, höhnisches Geschrei an.

Da schlug es zwölf vom Turm der Stadtkirche, und an der Ecke der langen Straße erschien eine Gestalt, trüb beleuchtet vom Licht einer Laterne, die an einer Kette über der Straße hing. Die Freunde sahen sich etwas betreten und ernüchtert an. Die Gestalt kam langsam näher. Es war freilich weder Werthers noch sonst ein Geist sondern die Sicherheitspatrouille. Der Mann ließ sich von den Vierern die Ausfertigungskarten vorzeigen, die jedem Fremden ausgestellt wurden, und, nachdem er bemerkt hatte, daß sie Herren vornehmer Herkunft, teilte er ihnen höflich mit, laut markgräflicher Ordnung sei in Karlsruhe verboten, sich nach Mitternacht ohne hinlänglichen Nachweis einer geschäftlichen Veranlassung auf der Straße betreten zu lassen; er bitte die Herren, sich in ihren Gasthof zu begeben.

Am andern Nachmittag wurde der Dichter ohne seine Freunde zu einer Audienz bei dem Erbprinzen von Sachsen-Weimar geladen. Als Goethe eintrat, sprang der trotz seines jugendlichen Alters schon etwas unterlekte Fürst auf, ging auf ihn zu, den schiefen Mund zu einem herzlichen Lächeln geformt, und hieß den Dichter willkommen. Die fürstliche Braut blieb im Sessel und reichte dem Frankfurter Patriziersohn — sein Bürgerstolz war nicht geringer als der des Adels — die schmale Rechte, die er höflich küßte. Ihre großen, blauen, tief zurückliegenden Augen prüften den Dichter, und nur selten wich der etwas melancholische Ausdruck ihrer meist kühlen Züge, bei aller Freundlichkeit, mit der sie am Gespräch sich beteiligte. Nach einer schicklichen Zeit empfahl sich Goethe, nachdem wiederholt die jungen Fürstlichkeiten den Wunsch geäußert hatten, er möge recht bald nach Weimar kommen, ja, dort für immer am Hofe bleiben, und auch Knebel unterstützte diese Einladung aufs herzlichste.

Als Goethe in seinen Gasthof zurückkam, fand er die anderen bei Becher und Spiel. Er setzte sich zu ihnen, hatte aber wenig Lust, mitzutun. „Karl August hat mich eingeladen, nach Weimar zu übersiedeln; ich könne zuerst als Legationsrat im Ministerium arbeiten, und mit der Zeit werde man weiter sehen“, berichtete er.

„Was, ein Kerl wie du will in den vermaledeiten Amtsstuben vertrocknen!“ rief Stolberg. „Das Receptaculum deiner Seele mit Aktengeschmier anfüllen und den „Faust“ in der Lade hocken lassen, bis ihn der Herr Mephisto als verplemperten Mummelgreis holt? Das wär' mir noch schöner — Goethe ein Tyrannenknecht und Höfling! Nichts da, Bruderherz, wir fahren in die Schweiz, nach Zürich, zum athenischen Gestade deutscher Dichtung, und schmeißen uns in die Fluten und pfeifen eines auf Hochberos Herrn Herzog!“

„Die Sache eilt ja nicht“, meinte Goethe; „selbstverständlich fahre ich mit in die Schweiz.“

Am andern Morgen ging es südwärts weiter. Goethe begab sich zunächst nach Emmendingen, wo seine Schwester als Frau des markgräflichen Oberamtmannes Schloffer lebte. In Zürich traf er die Freunde wieder, ohne freilich mit ihnen zusammen zu wohnen. Nicht nur äußerlich waren sie seit Karlsruhe auseinandergelommen.

Und als Goethe seine nächste Reise unternahm, knapp ein halbes Jahr später, fuhr er, der Karlsruher Einladung folgend, nicht dem Wunsche des Vaters, der ihm schon Geld und Kreditbriefe für eine Italiensfahrt gegeben hatte, von Frankfurt nach Weimar, im herzoglichen Wagen, mit dem ihn der junge Fürst in der alten Reichsstadt abholen ließ.

## Kurt Schede / Die Äbtissin / Eine Schwefinger Historie

Um das vornehme Frauenstift Neuburg bei Heidelberg, das mauerumgürtet und tannenumrauscht sich in die sanften Hänge des Neckars schmiegt, hatte die warme Augustnacht des Jahres 1354 ihre blauen Schleier gebreitet. Die wenigen Nonnen, meist adelige Töchter aus alten Häusern, waren zur Ruhe gegangen und träumten vielleicht von ihren Rosenbeeten, die sie mit blaffen, kühlen Händen im Klostergarten pfllegten. Oder sie knieten in ihren kleinen Zellen und taten heimlich Buße für irgend ein unbedachtes Wort, einen ungeduldigen Gedanken, mit denen der jubelnde Sommertag ihr Inneres beunruhigt hatte.

Nur oben in den reicheren Gemächern der jungen Äbtissin Karissima brannte noch spärliches Licht. Da saß die Hüterin des Klosters in einem mit Dornen und dem Kreuz des Erlösers bestickten Armstuhl nahe dem steilen Bogenfenster und griff schon wieder nach dem Buch auf ihrem Schoß, zu dem die Blicke aus der webenden Mondnacht so oft zurückgekehrt waren. Wann hatte sie die dünnen Pergamentblätter eigentlich beschrieben? Das war vor wenigen Jahren erst geschehen, in jenen harten Novemberwochen, als man sie aus der Schwefinger Feste vertrieb, und ihre letzte Hoffnung auf ein glückliches Leben an der Seite des geliebten Fürsten zusammenbrach wie morsches Holz unter dem Eisdruck des Winters. Alles Schreckliche und Grausame hatte sie aufgezeichnet. Vielleicht im Drang ihres Herzens, sich zu kasteien und die schmerzhaften Wunden immer wieder zu öffnen, sobald sie in den Erinnerungen blätterte. Möglich auch, daß es ihr einen targaen Trost bereitere, mit dem Buch in der Stille zu plaudern, als spräche sie mit dem letzten ihr geliebten Freund über die Schicksalsstunden ihres Lebens.

Erschöpft, wie nach langer Wanderung auf steinigem Boden und doch begierig, in jene fernern Seligkeiten und nahen Schmerzen sich von neuem zu versenken, begann die adelige Frau noch einmal die ersten Sätze: „Seit kurzem fühle und weiß ich, die Liebe meines Herrn Ruprecht zu mir ist erkalte. Wie konnte er sonst so fröhlich und ausgelassen sein, wenn er von seiner Heidelberger Pfalz herüberkam und sein männlichstolzer Schritt die Schwefinger Schloßstreppe widerhallen machte! Herein trat er mit weitgeöffneten Armen! An seinem starken Herzen war ich geborgen. „Herr Pfalzgraf Ruprecht, liebt Ihr mich wirklich?“ jauchzte ich im Ueberchwang meines Glücks. Er aber riß mich in heißen Begehren an sich und drückte mir die Antwort auf die Lippen. O diese ferne, unaussprechlich herrliche Zeit! Damals wurde ich die Seine, freudig, bedingungslos, wurde die Mutter seiner beiden Kinder, ohne nach dem Urteil von Hof und Sippe zu fragen. Wir waren ja jung und frei, wir beide, keines war gebunden an das Leben eines andern. Wie hätten wir unsere Liebe einzudämmen vermocht? ...“

Tiefer neigte sich das schöne Haupt der nächtlichen Leserin auf das Buch. Das Pergament verriet ihre tiefsten Gedanken, erzählte von Schuld und Sühne: „Wehe, ach wehe mir, das Glück hat mich blind gemacht! Wer hieß mich, die Würde der Pfalzgräfin zu erstreben, nach dem Ehreiß zu verlangen, statt als einfaches Fräulein von Schönenberg in der Stille der Schwefinger Feste, seines Gnadengeschenktes, die behütete Freundin zu bleiben? Bitter schwer hat sich die Torheit an mir gerächt! Als ich die heiße Bitte in leidenschaftlicher Stunde zum ersten und letztenmal tat, sah er mich forschend an wie einer, dem das Blut vor Mißtrauen rauscht: „Wir kommst du zu diesem Verlangen, Elisabeth? Weißt du denn nicht, daß ein Fürst keine freie Wahl hat, daß es mir unmöglich ist, dich in die Pfalz meiner Väter zu führen? Törrin, küsse mich lieber und schenke die Federmäuse deiner Gedanken für immer davon!“

Die einsame Frau brauchte nicht weiter zu lesen. Alles, was nun geschah, brannte als ewiges Feuer in ihrem Herzen. Stolz war sie plötzlich geworden. Stolz, voller Hochmut und Zorn, wie noch nie im Leben. Den Kuß der Liebe hatte sie Ruprecht verjagt. Aufgehämmt hatte sie sich, als er in herrlicher Laune ihn dennoch nahm. Dann war das Wort gefallen, das für immer entschied: „Bin ich nicht gut genug zur Herrin in deinem Haus, so soll auch das Band zerrissen sein, das mich an dich knüpft. Geh doch! Laß mich allein! Ich brauche dich nicht!“

So hatte sie gesprochen in der hellen Blut ihres Zornes und in der herbsten Enttäuschung ihres Lebens. Was half es, daß sie die Härte sogleich berente und den immer noch Geliebten still um Verzeihung bat? Sie hörte nur noch den Hufschlag seines Rosses auf den Steinen des Schloßhofs. Dann wurde es still in der Schwefinger Feste. So unheimlich still, daß die verlassenene Frau in tiefer Seele erschauerte. Nun würde das Glück, dem geliebten Mann anzugehören, ihr für immer versagt sein. Und niemand war da, ihr in dieser Stunde des Leids die Tränen zu trocknen.

Und weiter schweiften die Gedanken der Äbtissin in dieser ruhevoll-feierlichen Nacht. Was war seitdem aus ihr geworden? Kaum eine Woche nach dem wortlosen Abschied des Freundes brach neues Unheil mit der Wucht eines Hagelschauers herein. Da standen eines Morgens in aller Frühe die Abgesandten des gestrengen Pfalzgrafen und zwangen sie zur Preisgabe des Schwefinger Schloßhofs. Sie lehnte am Fensterkreuz und klammerte sich mit den Händen an das Holz, als müßte sie die Heimat so unsagbar seliger Stunden gewaltfam halten. Und während die Stimme des Sprechers hinter ihrem Rücken härter und drohender wurde, faste ihr Blick in heißem Abschiedsweh noch einmal das liebe, oft geschaute Bild: Hier die Eichen und Buchen der Schwefinger Hardt, durch die sie mit dem Geliebten in taufrieger Stunde so oft zur Jagd geritten. Dort unter der Brücke der kleine Bach, dessen süßes Plätschern die Zärtlichkeiten ihrer Nächte begleitet hatte. Und weiter dranhin, über Felder und Wiesen hinweg, auf dämmerblauen Hügel das Heidelberger Schloß im Purpurglanz seiner Mauern. Was hatte der Pfalzgraf von diesem Schloß einst gesagt? „Dort, mein Liebling, bin ich Regent, bin ich der Pfälzer Schutzherr, der kühle Denker und strenge Sachwalter. Hier aber, bei dir, in unserem Schwefinger Amfelst, darf ich mein Herz in deine Hände legen, empfangen ich deine Liebe, die mir mehr gibt, als die Schätze der Welt...“

Die holden Bilder verwehten. Gestalt traf sie die Stimme des Sprechers. Sie verlangte neue Opfer und brachte neues Weh. Alles sollte sie dreingeben: Die holdsten Andenken an den Freund, die lieben Briefe voll zärtlicher Worte, die Rollen unbeschriebener und doch besiegelter Pergamente, die sie in glücklicher Zeit nur auszufüllen brauchte, um in Ruprechts Namen sich jeden Herzenswunsch zu erfüllen. Dann aber kam das Bitterste: „Es ist der strengste Befehl seiner Gnaden“, peitschte die Stimme des Abgesandten, „daß das Freifräulein Elisabeth von Schönenberg noch heute des Herrn offenes Land verläßt und sich zu den Nonnen nach Neuburg begibt. Mir ist der Auftrag geworden, die Dame sicher und ohne Verzug dorthin zu geleiten. Im übrigen wird des Pfalzgrafen Milde für Euer und Eurer Kinder Leben Sorge tragen, damit keine Leibesnot über Euch komme...“

Die junge Sommeronne war eben strahlend aufgegangen, als die Äbtissin, erschüttert von dem inneren Erlebnis der schlaflosen Nacht, zum Fenster trat und den Flügel öffnete. O du gnadenvoller Gott! Wie schön war doch deine Welt, trotz aller Leiden! Dicht vor ihr im grünen Bett trug der Neckar seine rosenrot betupften Wellen zum Pfalzgrafenschloß und weiter hinein in das blühende Land. Die Tannen beim Königsstuhl brannten im Feuer des Frührots, vom Wolfsbrunnen her drang das Freudenengel der erwachenden Meute. Friede, Schönheit, Freiheit überall! Nur sie wider Willen gefangen! Längst zwar zur höchsten Klosterwürde emporgehoben durch des Pfalzgrafen Gnade und der Vorgesetzten Güte. Doch ihre Würde lag an fester Kette, die täglich und stündlich an ihr klirrte.

Das Läuten zur ersten Messe mahnte die Äbtissin an ihre Pflicht. Da zwang der frohe Lärm einer Reiterchar sie noch einmal zum Fenster zurück. Sah sie wohl recht? Dem Zug voraus sprengte Herr Ruprecht von der Pfalz im jagdgrünen Kleid. Sein blonder Bart wehte silbern im Morgenwind, sein stolzes Antlitz war rot bestrahlt von der Sonne. Und neben ihm auf schneeweißem Zelter ritt die schöne Frau Pfalzgräfin, ihm unlängst erst angetraut, und lachte Herrn Ruprecht aus jungen, strahlenden Augen an. Einen Herzschlag lang war es Karissima, als pähte der Fürst mit einer leisen Wendung des Kopfes zum Kloster empor. Dann stob der Reiterzug davon nach Biegelhausen und löste sich auf im Goldschaum der Frühe.

Die stille Frau verließ ihren Platz am Fenster. Was sie eben gesehen — das Glück eines jungen, sorglosen Paares in der funkelnden Sonne — war es ihr nicht eine Mahnung des Himmels, ihr Leid zu überwinden, den einstigen Freund trotz seiner Härte zu segnen und in Demut auch auf den allerletzten Wunsch zu verzichten? Wetend faltete sie die Hände und sprach: „Herr Gott in deiner Gnade, verzeihe ihm und mir die Sünde und schenke uns allen deinen Frieden.“ Dann stieg sie hinab zum Gotteshaus. Noch ehe sie aber unter die Schwestern zum heiligen Mesopfer trat, legte sie in das lodernde Feuer der Klosterküche das kleine, engbeschriebene Buch. Niemand sollte erfahren, was sie erlebt und gelitten. Die Flamme hob die Blätter ein wenig empor, hüllte sie in einen sprühenden Funkenregen und brannte sie schnell zu Asche. Und mit dem letzten glutenden Blatt versank Karissima Schmerz ins Wefenlose...